

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

101 (30.4.1932) Die Mußestunde

Während der Revolution war Deutschland, wie die ganze Welt, von allem der Gewalttätigkeit jener, die gegen den Krieg arbeiteten und darum in ihrem Vaterlande nicht leben konnten. Noch ist in der Spiegelgasse, einer kleinen, von Proletariaten bewohnten Gasse, das Haus zu sehen, in dem Lenin bis zum Ausbruch der russischen Revolution gelebt hat.

Die Schweizer, selbst weit entfernt Bolschewisten zu sein, aber mit gesundem Sinn für Geschichte und ihrer Exponenten begabt, haben dem Andenken Lenins eine Tafel geweiht, die an dem Hause, in dem Lenin seine kürzere Zeit verbrachte, angebracht ist.

„Hier wohnte vom 21. Februar 1916 bis 2. April 1917 Lenin, der Führer der russischen Revolution“, steht auf dieser Tafel, die nur eine unter unzähligen Gedenktafeln an den Häusern in dieser Stadt ist. Aber obwohl der Beschluß, eine Gedenktafel anzubringen, von den bürgerlichen Stadtverordneten mitgestimmt war, steckten sich einige bürgerliche Organisationen hinter den Hauswirt um ihn zu bewegen, die Tafel wieder entfernen zu lassen. Man dachte dem Manne mit dem Boykott seiner Wirtschaft, aber die Stadt gab ihm eine kleine Abfindung als Ausgleich und die Tafel blieb. So verdient der Wirt doppelt an diesem Gast, den er zu Lebzeiten kaum beachtet, denn fast alle Fremden kommen hierher, um das Haus zu sehen, in dem Lenin gelebt hat. Und mancher verzehrt wohl auch sein Schöppllein und läßt sich von dem Wirt ein Anekdotchen erzählen. Auch das gehört mit zu der Atmosphäre dieser Stadt, die uns weniger durch ihre Geschichte als durch die Geschichten erfreut, mit denen sie ihre Gäste beschenkt.

Literatur



Aus an dieser Stelle besprochenen und angeforderten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 28, bezogen werden.

Wahl Stimme, Auf freiem Grund mit freiem Volk! Ansprachen und Aufsätze — Preis in Weimar geb. 2.— M. Verlag F. S. W. Diez Nachf. G.m.b.H., Berlin SW. 68. Die 25 Abschnitte, aus denen der Band besteht, sind so ausgewählt, daß sie ein in sich abgerundetes Bild der allgemeinen politischen Haltung des Leiters der preussischen Kulturpolitik geben und die Geschlossenheit der Tendenz zeigen, die die beiden letzten Jahre kulturpolitischer Arbeit im Reichstag prägten. Besonders hervorzuheben ist die in diesen Reden und Aufsätzen wiederholt der Mann lebendig, der von unüberwindlicher Liebe zur Republik erfüllt und von tiefstem sozialen Verständnis befeuert darum ringt, das Bildungsprivileg der besessenen Schichten zu brechen und neue Wege zu finden, auf denen die Kulturarbeit allen Männern und Frauen erschlossen werden können. Dabei ruft er immer wieder zur Neuorientierung unserer öffentlichen und privaten Lebens auf und weckt die Achtung, in der Wirtschaft und Kultur umgeformt werden müssen, wenn wir durch die Kämpfe und Krisen unserer Zeit einer glücklichen Zukunft entgegengehen wollen. Die Kapitel dieses Buches vertiefen sich niemals an das Hin und Her der Tagespolitik, sondern beschäftigen sich ausschließlich mit den großen Zielen und Problemen der deutschen Kulturpolitik. Der Verlag hat das Buch mit besonderer Sorgfalt ausgestattet. Es eignet sich wegen seines besonders gelungeneren Neudruckes auch vorzüglich zu Geschenkzwecken.

Der Nationalsozialismus. Quellenkritische Studie seiner Staats- und Wirtschaftsauffassung von Dr. Walter Scheunemann (Der Neue Welt-Verlag, Berlin). Die Wahlen der letzten Wochen haben mehr als bereits stimmungsmäßig in Erscheinung getreten ist, bestätigt, in wie überaus hohem Maße das deutsche Volkstum den nationalsozialistischen Schlagworten verfallen ist. Was in Wirklichkeit vom „Hitlerismus“ zu hören ist, das wissen wir schon lange. Trotzdem ist es jedoch zweckmäßig, einmal anhand einer streng wissenschaftlichen Untersuchung die Staats- und Wirtschaftsauffassung des Nationalsozialismus kennen zu lernen. Obige 144 Seiten umfassende Schrift (gebunden 3.— RM.) untersucht sich in wissenschaftlich peinlicher Weise dieser Aufgabe, wobei für ihre Ernsthaftigkeit die Zahl der Seiten und die Klarheit der Darstellung ein Zeugnis abgeben. Die Zahl der Seiten ist die Zahl der Seiten, die die Untersuchung über eine Reihe des Nationalsozialismus bestimmender Erscheinungen, wie der „nationalsozialistische Staatsbegriff“, die Frage von Rasse und „Rassenreinheit“ bei den Nationalsozialisten, „Nationalsozialismus und Landwirtschaft“, theoretische Auffassungen der Nationalisten, „Nationalsozialismus und Industrie“ usw. Und das Fazit dieser Untersuchung: Wir werden den Nationalsozialismus als Widerstand gegen das „Finanzkapital“, die moderne Form des Kapitalismus überhaupt, begreifen können. In diesem — rein negativen — Ausgangspunkt und Ziel aber erschöpft sich sein Dasein. Denn, an den Grundlagen des Kapitalismus: Privatigentum und freier Konkurrenz festhaltend, ist er nicht imstande, die Widersprüche der bestehenden Gesellschaft, um mit Marx zu sprechen, aufzulösen. Aus dieser Zweifelschuldhaftigkeit entspringt die innere und äußere Verfallendheit des Nationalsozialismus. Der Nationalsozialismus möchte das Rad der Geschichte rückwärts drehen. Der Nationalsozialismus könnte, in die Praxis umgesetzt, nichts anderes sein, als ein kurzes, vielleicht blutiges, aber ergebnisloses Vorpiel eines kommunistischen Regimes. Können wir für Deutschland ein solches wünschenswert? Dies ist also das Ergebnis einer wissenschaftlichen Untersuchung des Nationalsozialismus, welches damit unsere politische Beurteilung dieser Erscheinung von der anderen Seite her markant bestärkt. Umso begriffensreicher wäre, es, wenn diese Schrift als eine von Nationalsozialisten verfaßt worden wäre. Diese Untersuchung des Nationalsozialismus hätte Verwirrung finden würde.

Wahlarbeiterinnen von Martin Andersen Nexø. Widerwärtige Gutendberg. Der Dichter Martin Andersen Nexø ist heute längst über die Grenzen und Bedeutung im Rahmen der proletarischen Literatur hinausgewandert. Er gehört zu den wenigen, die begründet Anspruch auf den

„Wahlarbeiterinnen“ haben zu den „Wahlarbeiterinnen“ einen Wert der „Wahlarbeiterinnen“. Die beiden wirtlich „epische“ Gedichte, nämlich die „epische“ der „Wahlarbeiterinnen“, in der die Arbeiter aufstehen, der demütigste Gegenstand einer sozialen Kritik zu sein, und in der sie selbst ihre Stimme erheben und eine eigene Arbeiterliteratur schaffen. Martin Andersen Nexø hat dieser Literatur einen Platz in der großen Halle des modernen Schrifttums gegeben. Das gilt nicht nur von den großen Romanen, das gilt in nicht mindere Weise auch von den Erzählungen Martin Andersen Nexø's. Gerade in seinen Erzählungen erweist sich der Dichter als der bedeutende Menschenkennler und der Meister der Sprache. Es ist deshalb zu begrüßen, daß die Wirtliche Gutendberg nach den Romanen „Wahlarbeiterinnen“, „Seine Menschenkinder“ und „Die Familie Brand“ jetzt einen Band Romanen herausgebracht hat: „Wahlarbeiterinnen“, in denen gebunden, Preis 2.70 M. Sie legt damit ihre Martin-Andersen-Nexø-Ausgabe fort, eine verdienstvolle Aufgabe, die sie in musterhafter Weise erfüllt.

Die wachsende Ziehung nach biologischen Gesetzen. Von Leberrecht 21. 1. 1932. 64 Seiten mit 42 Abbildungen. Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Preis kart. RM. 2.40. Jeder die blühende Entwicklung der heute so armen Ziehlingsstrassen hinaus verführt diese Schrift das Ziehlingsproblem von der persönlichen und allgemeinen Seite aus zu erforschen. Die Erfahrungen des Verfassers in seiner mehr als zehnjährigen erfolgreichen Ziehlingsarbeit, die er als Organisator und Führer der bekannten Ziehlings-Werkschule in den Rheinlanden bei Gommern erlangt hat, sind in diesem Buche niedergelegt. Wäge werben sich gegen die soziale Ziehlung der Mittel, er weiß, daß die Ziehlingsarbeit nur dann wirtlich produktiv und wirtschaftlich sein kann, wenn sie sich auf intensive Ausnutzung des Bodens gründet und sich in den Dienst des Gedankens der geschlossenen Fruchtlandschaft stellt. In seinem Buch mit anschaulichen Abbildungen versehen, geht Mäge in einzelnen auf alle die Ziehlung betreffenden Fragen volkswirtschaftlicher, limnologischer, garten-, bau- und betriebstechnischer Art genau ein. Das knapp und scharf geforderte Material wird durch viele sehr instruktive Abbildungen drastisch erläutert. Das Buch wird den heutigen Ziehlern und Schrebergärtnern, aber auch den Kommunalführern und Ziehlungsbehörden gerade jetzt sehr willkommen sein.

Räselecke

Räsel

Für Verlobungslustige!

Emma Siemund
Anton Wörnich

Man kombiniere aus den Buchstaben auf vorstehender Karte, wann jene beiden Menschenkinder sich verlobt haben.

Räselauflösungen

Auflösung des Wörte-Räsel: Flugschiff.

Auflösung des Reimerzählungs-Räsel: Die Endreime lauten: kühl, gehe, kühl, Wehe, an schert, kann, wert.

Auflösung des Echerz-Räsel: Dreimal um(ge)zogen ist einmal abgebrannt.

Richtig gelöst: Jul. Grimmer.

Witz und Humor

Die neue Hutmode. Egon hat Rosemarie einen neuen, modernen, kleinen Hut, ganz kleinen Hut geschenkt. Jetzt flößert Rosemarie die Wohnung durch und kann natürlich den Hut nicht finden. „Wo mag er nur stecken?“

Lächelt Egon: „Fast du schon in der Puderschachtel nachgesehen?“

Mütterliche Mahnung. „Nimm die ein Beispiel an Papa!“ „Aber Mama, zu zwei Freundinnen reicht doch mein Taschengeld nicht.“

Die verkannte Goethe-Erinerung. Im Goethehaus in Weimar. Herr Pizze aus Glauchau betrachtet kritisch den Keller voll Erde, den sich Goethe kurz vor seinem Tode aus seinem Garten hat herausholen lassen, und sagt: „Da fräuchdme sich nu widder mal, wo da de Organisations bleib. Wenn hier de Verwaldung was dauchde, dann häädn die den Dregg schon längsäd mal middm Schdoobfandyr endfernen lassen.“

Die Mimose. „Gutalliere, Fräulein Betty, ich lese eben, daß Ihr Verlobter ein Gastpilot in der Provinz abt. Wohin geht er denn zunächst.“ „Zuerst nach Guben.“ „Aha. Und als was reißt er da auf?“ (Zögernd): „Als... als... als...“ „Göh von Belichingen.“ „Was Sie sagen! Liebrigens deswegen brauchen Sie noch lange nicht rot zu werden, liebes Kind.“

Schriftleiter E. Grünbaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28

Karlsruhe, 30. April 1932

52. Jahrgang

18. Woche



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Das Ziel

Jun. 1. Mai von Baden

Wir suchen nicht Sterne / in himmlischer Ferne, / wie meiden das glänzende tanzelnde Licht / das nädlich nur leuchtet und morgens erlischt. / Wir suchen die Massen / zusammenzufassen, / auf daß allen Brüdern und Schwestern ein Schein / der Sonne erstabte ins Leben hinein.

Wir suchen nicht Feen / in Wäldern und Seen, / die alles versprechen mit lächelnden Gang, / im Nebel zergeh'n wenn die Vöckung gelang. / Wir wollen ertingen / zusammenzufassen, / auf daß allen Brüdern und Schwestern ein Schein / der Sonne erstabte ins Leben hinein.

Wir suchen nicht Himmel / nicht Höllengetümmel, / das liegt uns zu ferne weit hinter dem Tod, / doch brauchen wir Arbeit und Kleider und Brot. / Wir bohren die Brunnen / von Efeu umspinnen / und geben den Wärsen der Freiheit den Lauf / dann stürmen die Wellen selbst Berge hinauf.

Wir wicken und streben / von Feinden umgeben, / zu dienen dem Staate im Arbeitsgand, / zu nützen dem Volke mit Kopf und mit Hand. / Wir wollen nicht weichen / und werden erreichen, / daß einstens die Erde das Vaterland sei, / althoo jeder Mensch ist ein Bruder — und frei.

Die Marseillaise

Zu ihrem hundertvierzigsten Geburtstags

Von Hermann Wendel

Auf dem Grabstein Rouget de l'Isle, der 1836 in Choisy-le-Roi bei Paris 76jährig gestorben war, schrieben seine Freunde: „Als die französische Revolution 1792 die Könige zu bekämpfen hatte, schenkte er ihr, auf daß sie siege, die Marseillaise.“ Diese Inschrift ist kaum eine Liebertreibung, denn wenn der Erfolg der großen Bewegung des „Dritten Standes“ in Frankreich auch anderen, handfesteren Umständen geschuldet war als ein paar leichtgeflügelte Strophen, so befeuerte doch nichts die Siegeszuversicht und den Todesmut der republikanischen Heere ähnlich wie das Kriegslied für die Rheinarmee, das der junge Pionierhauptmann Rouget de l'Isle zu Straßburg in der Nacht vom 25. zum 26. April 1792 in Vers und Noten setzte. Ein Gemälde Gustav Doré's aus späterer Zeit drückte diese Wirkung sinnbildlich aus: Die Marseillaise zieht, eine stolze Frauengestalt, ein Schwert in der Rechten, die Tricolore in der Linken, voran, und hinter ihr drängen sich, bereit, zu siegen oder zu sterben, barfuß oder in Holzschuhen, die

Standarten des „Dritten Standes“ bestrebt, die Revolution zu befeuern, und auf den Lippen das Lied.

Auf, Söhne ihr des Vaterlandes
Des Ruhmes Tag, er kam herbei.
Ihr Banner, blutgetränkten Randes,
Hob wider uns die Tyrannie,
mit dem vorwärtsstreichenden Keil:
Zum Kampf, wer Bürger heißt!
Rafsch odmet eure Reihn!
Marsch, marsch! Das falsche Blut
Gang unfer Boden ein!

Wenn derart die Marseillaise die Soldaten der jungen Republik in Kampf und Taumel zu schleudern wußte, hatte es mit ihrem Wert als Kunstwerk wenig oder gar nichts zu tun. Schon Viktor Hugo beklagte die Banalität ihres Textes, und die Musik erfuhr nicht minder herbe Kritik. Rouget de l'Isle fehlte auch ganz und gar der Beruf, ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen. Er war ein kleiner Mann, dem einmal in seinem Leben ein großer Wurf gelang; was er vor und nach dieser Aprilnacht des Jahres 1792 versifizierte und komponierte, blieb ohne jede Bedeutung, und auch dem stürmischen Freiheitsehrasmus, den die Marseillaise atmet, waberte er nicht allezeit die Treue. Nicht nur besang er 1794 die Thermidorreaktion, sondern er brachte es auch fertig, 1814 die Rückkehr der Bourbonen und den Einzug des Jäzen in Paris in Jubelhymnen zu begrüßen. Aber auch 1792 war er nur ein beiläufiges und gleichgültiges Werkzeug, ein Sprachrohr, durch das der Genius der Revolution selber seine Stimme ertönen ließ. Die Marseillaise riß Millionen nur deshalb hin, weil sie ihnen auf die Lippen zauberte, was ihnen unausgesprochen im Herzen lag, weil sie dem Gefühl eines ganzen um seine Freiheit ringenden Volkes die Flügel des Rhythmus, des Reims und des Tones lieh.

Schnungelnd nannten die Soldaten die Marseillaise ein schmerzhaftiges Lied, und der Komponist Gebtry sagte von ihr: „Geschäftsfeuerwerk!“ In der Tat war die Schöpfung Rouget de l'Isles, die durch das Freiwilligen-Bataillon von Marseille in aller Munde kam und daher den Namen Marseiller-Marsch erhielt, in erster Reihe ein Kriegsgefangen; wo immer die Heere der Republik den Soldnerhaufen der Gegenevolution entgegentraten, erhob sich auf ehernen Schwingen das „Allons, enfants de la patrie!“ Aber mit Recht betont Jean Jaures, daß in den Worten dieses Liedes so gut der Jörn auf den verächtlichen eigenen Despoten wie auf die verächtlichen fremden Despoten grelle. Die Marseillaise war auch eine republikanisches Kampflied im Innern und begleitete wie der Chor in der griechischen Tragödie alle großen Geschehnisse der Revolution; als das geliebte Haupt Ludwigs XVI. fiel, erklang sie und ebenso als Robespierre zur Guillotine gefahrt wurde. Nach diesem Ereignis allerdings, das die Thermidorreaktion einleitete, machte ihr ein anderes Lied den Rang streitig: Le réveil du peuple (Das Erwachen des Volkes), ein zur Menschung der politischen Gegner aufhebender, blutdürstiger Händelgang, mit dem die verbissenen Feinde der Revolution die Marseillaise bei jeder Gelegenheit niederzubrechen suchten: als Kampf zwischen Einbildern wurde der Kampf zwischen beiden Liedern mindestens mit der gleichen leidenschaftlichen Erbitterung ausgefochten, wie heute in Deutschland der Streit zwischen Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot. Daß schließlich die Marseillaise die Oberhand behielt, hatte wenig zu sagen, denn der Staatsstreich Bonapartes im Jahre 1799 verhalf einer Politik zum Durchbruch, die der Republik und damit auch ihrer Hymne den Garauus machte, und da während der bourbonischen Restauration zwischen 1815 und 1830 das Hohenlied der Revolution doppelt und dreifach verpönt und verachtet war, tauchte es erst während und nach der Julirevolution wieder auf, ohne für die Dauer das Wohlgefallen des Kaiserkönigs Ludwig Philipp zu finden. Zu Glanz und Gloria von ebendem erweckte die Februarrevolution von 1848 die Marseillaise, doch abermals schloß ihr drei Jahre später der Staatsstreich eines Bonapartes den Mund. Noch das spätere, sich „liberal“ gebärende Regime Napoleons III. sah in dem Lied von 1792 eine Gefahr. „Die Marseillaise“, tat ein offizielles Schriftstück vom April 1870 dar, „ist das Symbol der Revolution geworden; sie ist nicht mehr das Lied der nationalen Unabhängigkeit und Freiheit, sondern der Kriegsgefangen der Demagogie und die Hymne des überspanntesten Republikanismus. Ob die Straße in Bewegung, eine öffentliche Versammlung in Gärung, eine Barrikade im Bau ist, ob sich die Werkstätte oder die Schule rührt, immer ertönt das Gebrüll der Marseillaise.“ Musste bei Beginn des Krieges gegen Deutschland Napoleon die Weiße, Rouget de l'Isle freigegeben, um ihre begeisterte Kraft für eine verlorene Sache auszubenten, so war das, wie Karl Marx bemerkte, nichts als Parodie. Erst die Kommunisten im Kampf gegen Versailles schmetterten die Marseillaise wieder mit revolutionärem Schmiss hin und verlebten damit alten Rückschrittsphilistern den Geschmack an dem Lied. Die Republik mußte erst aller monarchistischen Widerstände Herr geworden sein, ehe sie am 14. Februar 1879 die Marseillaise zur französischen Nationalhymne erhob.

„Lebteste in ihren wilden Klängen“ lebendig, die unbändige Naturkraft nationaler Leidenschaft“ zusammengeballt, so sagte der französische Revolutionshistoriker Michelet mit mehr Recht: „Wäre sie nur ein Kriegsglied gewesen, hätten andere Nationen sie nicht angenommen. Sie ist ein Lied der Brüderlichkeit; Bataillone von Brüdern sind es, die für die heilige Verteidigung des Herdes, des Vaterlandes im gleichen Takt marschieren. Sie ist ein Lied, das im Kriege etwas vom Friedensgeist bewahrt.“ Wirklich eigneten sich andere Völker die Marseillaise als Lied an, das auch ihnen die Freiheit kündete. Wie vor hundert Jahren die Griechen unter den Klängen des: Auf, Söhne der Hellenen! das Türkenjoch abwarfen, so jubelte die Marseillaise in unseren Tagen durch das republikanische Spanien. Erst recht hallte sie in Deutschland wieder; die rheinischen Republikaner der Jahre 1792 und 1793 spielten und sangen sie so gut wie die Demokraten im Vormärz und die Revolutionäre von 1848; Uebersetzungen ins Deutsche gibt es von damals bis heute, von Eulogius Schneider bis Franz Diederich, eine stattliche Reihe. Vor allem aber brannt der Rhythmus des Allons, entsants durch die deutsche Arbeiterklasse, denn da Jakob Audorf 1864 sein zum Tode Lassalles gedichtetes Wohl-an, vor Recht und Wahrheit achter, der Melodie Rouget de l'Isles anpasste, schlägt stets, wenn diese unsere Arbeiter-Marseillaise gespielt oder gesungen wird, die Blut, die in dem Revolutionslied von 1792 steckt, zu heller Lobe auf.

Erneuerung des Marxismus

Programmatische Betrachtungen im Anschluß an die jetzt veröffentlichten Jugendwerke von Karl Marx

Von August Rathmann

Bürgerliche Linkspolitiker haben in den letzten Monaten erstaunt die innere Kraft und Elastizität der sozialistischen Arbeiterbewegung im Kampf gegen den Faschismus anerkannt.

Es wäre zu einfach, die Erklärung für die überlegene Widerstandskraft der sozialistischen Massen allein in ihren vorzüglichen, in Jahrzehnten harten Kampfes aufgebauten Organisationen zu suchen. Gewiß sind die Organisationen politischer, gewerkschaftlicher und auch kultureller Art das Rückgrat der Bewegung. Sie sind aber nur deshalb so stark und innerlich gesund, weil sie von einem starken und gesunden Geist getragen werden, der die vielen Millionen Anhänger vom Wert und Sinn der sozialistischen Bewegung zu überzeugen vermag und so ihre Glaubens- und Willenskraft wachruft.

Ganz gleichgültig ob und wie weit die einzelnen Organisationen und die einzelnen Menschen in ihr davon wissen und sich damit auseinandergesetzt haben — der tragende Geist des deutschen Sozialismus ist marxistischer Struktur. Und dieser Geist ist nicht, wie seine Gegner glauben, mit Schlagworten, Knäppeln und Ausnahmefällen zu erledigen — der Geist, der diese Bewegung getragen und groß gemacht hat, diesen Geist können sie nicht zerstören. Er bleibt lebendig, so oft er auch totgesagt ist und wird sich, wenn die alten zerstört sind, neue Formen seines Wirkens bilden. Der Marxismus ist nur auf einer Ebene, der geistig wissenschaftlichen, zu überwinden. Bisher aber hat sich Marx weit stärker als alle seine Widersacher erwiesen. Die marxistische Lehre erobert sich ein immer breiteres Feld. Die Wissenschaft erkennt immer mehr, welche gewaltige geistige Leistung Marx mit seiner Analyse des Kapitalismus vollbracht und wie richtig im ganzen seine Aussagen über die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung bis in die Gegenwart hinein waren. Insbesondere seine Geschichtsauffassung, der historische Materialismus, hat sich durchgesetzt und wird als Methode, zugegeben oder nicht, fast allgemein selbst von schärfsten Gegnern des Sozialismus angewandt.

Dabei hat sich in den letzten Jahren immer deutlicher gezeigt, daß wie jetzt, beinahe 50 Jahre nach seinem Tode, noch längst nicht den ganzen Marx kennen. Die Arbeiten des jungen Marx sind lange unbeachtet geblieben, sie konnten damals vorwiegend aus politischen Gründen, zum großen Teil nicht veröffentlicht werden und wurden bis vor kurzem auch nicht für sehr wichtig gehalten. In Wirklichkeit aber ermöglichen es uns erst diese Jugendschriften, ein tatsächlich zutreffendes Bild von Marx und seinem genialen Werk zu erhalten. Gerade in ihnen ist die Grundhaltung von Marx, sein Ausgangspunkt und die Linie seiner Entwicklung am deutlichsten sichtbar. Die späteren Schriften erhalten in mancher Beziehung eine ganz neue Bedeutung, und es wird vor allem klar, daß sie nur die — leider nicht vollständige, dennoch aber überaus imposante — Ausführung dessen waren, was der junge Marx nach der gründlichen Auseinandersetzung mit dem „Geist seiner Zeit“ als seine Aufgabe erkannt hatte. Die Grundhaltung und „einsicht aber, von der Marx ausgeht, ist in ihnen nicht mehr begründet, sie ist nur selten und dann auch nur sehr flüchtig berührt worden.

Es kann nicht bestritten werden, daß die Grundhaltung der Sozialdemokratie seit Kriegesbeginn die überzeitliche Bestimmung arg vernachlässigt hat. Die Gründe dafür sind durchweg objektiver Art. Die Partei hatte sich in dieser langen Zeit auf praktisch-politischem Gebiet zu bewähren. Nicht umsonst wird aber jetzt, im schärfsten Kampf, das Bedürfnis nach geistiger Klärung wieder stärker.

Die historische Lage hat sich so grundlegend geändert, daß mit den alten Anschauungen heute nicht mehr viel anzufangen ist. Der überraschende Vorstoß der nationalsozialistischen Welle im September 1930 war nur deshalb möglich, weil die eingetretenen soziologischen und psychischen Wandlungen von der Partei nicht genügend beachtet worden waren. Aber nicht nur beim Gegner wurde vieles übersehen. Die eigene Situation wurde immer nur notdürftig in den kurzen Kampfpausen und für die nächsten programmatischen Beschlüsse überlegt, die Umbildung der alten Totalität entsprechend den neuen Tatsachen deren systematische Einordnung in ein neues Weltbild unterblieb. Es war deshalb auch nicht möglich, jenen den treffenden und überzeugenden Ausdruck für das konkrete Wollen der Bewegung, die durchschlagende Parole für die politische Aufgabe zu finden. Vor allem die Jugend hat hierunter sehr gelitten und in breiten Schichten den lebendigen Kontakt mit der Sozialdemokratie verloren.

So großartig sich auch der Widerstandswille der sozialistischen Bewegung jetzt regt — es besteht die Gefahr, daß der auf die Abwehr hoffentlich folgende Vorstoß sich auf das praktisch-politische Gebiet beschränkt und deshalb nicht alle Kräfte zur Entfaltung kommen, die Erwartungen auch nur zu einem bescheidenen Teil nicht erfüllt werden können.

Der Sozialismus braucht heute mehr denn je die Mobilisierung der Intelligenz. Die sozialistische Praxis braucht eine durchgebildete Theorie, die der heutigen Weltlage entspricht, sie braucht eine packende Konkretisierung ihrer Ziele eingebettet in ein visionäres Gesamtbild, das den Menschen dieser aufgewühlten Zeit ergreift und ihn der sozialistischen Idee zu dienen zwingt.

Schon Mehring sagt in seiner Ausgabe des literarischen Nachlasses von Marx und Engels, daß es das Herz gewesen sei, das Marx in seinem Kampf in die Front des Proletariats getrieben habe.

Es ist kein falsches Zugeständnis an unsere, den Rationalismus verlassende Zeit, wenn der irrationale Kern des Marxismus wieder neu hervorgehoben und betont wird. In Wirklichkeit ist jede Grundentscheidung eine Sache des Herzens. Der Kopf kann nicht mehr als eine kontrollierende und ausführende Funktion ausüben. Das ist etwas Selbstverständliches. Aber auch Selbstverständlichkeiten können vergehen und können verleugnet werden. Wir wollen nicht unterfragen, ob der Marxismus bisher ohne Gefahr darauf verzichten konnte, das ethische Pathos, das in ihm liegt und sein eigener Ursprung ist, geltend zu machen. In der Gegenwart aber kommt es darauf und vor allem anderen darauf an, daß wir einen Zugang unmittelbar zum Menschen gewinnen, daß wir jedes verzweifelte und hoffnungslos schwache Herz — und welches menschliche Herz ist das in dieser Zeit nicht — direkt in seiner Not anzusprechen und ihm einen neuen Glauben zu geben vermögen.

Der starke Glaube an den Sinn der Geschichte und an den hohen Wert der menschlichen Würde und Freiheit, der aus jedem Wort des jungen Marx, des Begründers des historischen „Materialismus“, spricht, wirkt immer wieder überwälkend. Wenn noch Enthusiasmus für ein wahrhaft großes Ziel in dieser Welt möglich ist, dann kann er sich hier entzünden.

Karlsruhe und Rußlands revolutionäre Studentenschaft

Der Ausgangspunkt des zaristischen Epizels Asew

Das von uns bereits mehrfach erwähnte neue Buch des Bücherkreises „Asew, die Geschichte eines Verrats“ von Boris Nikolajewitsch (Preis 4,30 M.) zeigt im nachfolgenden Ausschnitt aus diesem Werk, wie der einstige zaristische Epizel Asew seiner Zeit seinen Ausgangspunkt von Karlsruhe nahm:

In Karlsruhe bestand damals bereits eine kleine russische Studentenkolonie. Es waren vorwiegend Juden, die keine Möglichkeit hatten, in russische höhere Lehranstalten aufgenommen zu werden. Darunter gab es einige Bekannte aus Kowno, und es ist möglich, daß dieser Umstand für Asews Entschluß, nach Karlsruhe zu gehen und an der dortigen Hochschule zu studieren, ausschlaggebend war. Asew schloß sich ihnen an. Zusammen mit dem Kownower Studenten Kofin wohnte er in der Werderstraße 40, vier Treppen hoch. Voller Eifer warf er sich auf das Studium der Elektrotechnik, aber sehr bald wurde die materielle Frage aktuell. Die Möglichkeiten zum Geldverdienen waren sehr gering, und auf Unterstützung von den Eltern konnte er nicht rechnen. Asew schlug sich kümmerlich durch, er machte den Eindruck eines Menschen, der „buchstäblich hungerte“. Allzu lange konnte er dieses Leben nicht führen, und

hinderte, er begann die vom bekannten Gewerkschafter aus Kowno herkommene revolutionäre Tätigkeit seiner Kameraden zu beschärfen. Es waren keine bedeutenden Geheimnisse; er wußte einiges über die Propaganda unter den Arbeitern in Kowno; er wußte, daß die Studenten in Karlsruhe das damals soeben erschienene „Erfurter Programm“ von Kautsky hin einstudiert hatten und diese Uebersetzung nach Rußland hineinschmuggelten; er wußte, daß sie auch Verträge machten, verbotene ausländische Schriften über die Grenze zu bringen.

Am 4. April 1893 schrieb er seinen ersten Brief an das Polizeidepartement. Lieber die dortigen Verhältnisse wußte er nicht allzu genau Bescheid, er glaubte, daß an der Spitze des Departements noch immer P. Durnowo stehe. Der Brief, der an „Seine Erzellenz Durnowo, Direktor des Polizeidepartements“ gerichtet war, gelangte trotzdem in die richtigen Hände.

In diesem Brief stellte Asew erst tastend seine Fühler aus. „Ich habe hiermit die Ehre“ — schrieb er —, „Eurer Erzellenz mitzutheilen, daß sich hier vor zwei Monaten ein Zirkel revolutionär gesinnter Personen gebildet hatte, deren Ziel“ usw. — Dann wurden einige Namen genannt, einige Tatsachen erwähnt, die beweisen sollten, daß der Verfasser des Briefes nützliche Auskünfte über die revolutionären Stimmungen der russischen Studentenschaft im Auslande, wie auch über die Propaganda in Kowno, liefern konnte. Der Brief enthielt keinerlei konkrete Vorschläge. Der Verfasser stellte nur die Bitte, ihm, falls seine Angaben von Interesse sein würden, in einem eingeschriebenen Brief an eine Dekretstelle dies mitzuteilen. Seinen richtigen Namen nannte er nicht.

Zu der Zeit herrschten im Departement noch patriarchalische Sitten. Geheimagenten gab es kaum; das gesamte Beobachtungswesen befand sich in Händen der lokalen Abteilungen der politischen Polizei und der Gendarmerieverwaltungen. Aber Asews Brief wurde aus irgendeinem Grunde nicht an die zuständige Stelle — in diesem Falle an den Chef der politischen Polizei im Auslande, J. Raschokowski — weitergeleitet, wie das Departement es sonst zu tun pflegte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß von Anfang an der Plan bestand, den neuen freiwilligen Spion im Interesse einer gewissen Kontrolle der Informations-Raschokowski zu verwenden, der im Polizeidepartement nicht besonders beliebt war; er machte zu rasch Karriere. Die Aufnahme eines neuen Agenten in den unmittelbaren Dienst des Departements war damals eine sehr komplizierte Angelegenheit: erst in den späteren Jahren wurde sie vereinfacht. Von Asews Brief wurde dem Vizedirektor des Departements Mitteilung gemacht, der ihn wiederum dem Chef der entsprechenden Kanzlei vorlegte. Der Originalbrief ist mit zahlreichen Notizen versehen: es wurden Meinungen ausgetauscht und Auskünfte eingeholt. Erst am 16. Mai erfolgte die Antwort. Der Brief ist im Eile eines Geschäftsmannes geschrieben, der nicht abgeneigt ist, der Sache näherzutreten, der aber keineswegs sein Interesse dafür verraten möchte: die Gruppe in Karlsruhe — so schrieb man ihm — ist uns bekannt (in Wirklichkeit wußte man im Polizeidepartement so gut wie gar nichts von ihr) und sie bietet für uns kein besonderes Interesse; Sie haben deshalb keinen Grund, besonders hohe Preise zu fordern, wir sind jedoch bereit, Ihnen zu zahlen, aber vor allem müssen Sie uns Ihren „Namen nennen“, da wir Leute mit festen Grundbesitz sind und „mit unbekanntem Personen keine Beziehungen unterhalten.“

Asew antwortete umgehend und nannte einen ziemlich „bescheidenen“ Preis; alles in allem 50 Rubel monatlich — doch konnte er sich noch nicht entschließen, seinen Namen zu nennen. Er befürchtete, daß seine Briefe von den Revolutionären abgefangen werden könnten.

Aber sein Versuch, „Blindkuh“ mit dem Polizeidepartement zu spielen, war bereits gescheitert — und die Schuld daran trug er selbst: aus Unerfahrenheit gab er selbst dem Departement die Möglichkeit, seine Person festzustellen. Gleichzeitig mit dem Angebot an das Departement fand er ein fast ähnliches Schreiben an die Gendarmerieverwaltung seiner Heimatstadt Kowno, und dort war es eine Leichtigkeit, den Namen des Briefschreibers festzustellen: die in Karlsruhe lebten, waren bekannt, ihre Zahl war sehr gering, und es war nichts leichter, als auf Grund der Handschrift die Person des Briefschreibers festzustellen. So kam es, daß zur Zeit als der zweite Brief Asews in dem Polizeidepartement eintraf, dort bereits eine entsprechende Auskunft aus Kowno vorlag, die genauen Aufschluß über die Persönlichkeit des Briefschreibers gab. Die Mitteilungen der Kownower Polizei über die persönlichen Eigenschaften Asews entsprachen vollkommen den Forderungen, die das Departement an seine Agenten stellte: „Erworn Asew“ — so lautete der Bericht — „ist keineswegs dumm, sehr verschlagen und unterhält ausgedehnte Beziehungen zu der im Auslande lebenden jüdischen Jugend, er dürfte daher als Agent wesentlichen Nutzen bringen, und es ist anzunehmen, daß er, in Anbetracht seiner gegenwärtigen Notlage und seiner Geldgier, seinen Verpflichtungen gewissenhaft nachkommen wird.“

Einige Tage nach Empfang seines Briefes an das Departement, einige Tage nach Empfang seines zweiten Briefes wurde ein besonderer schriftlicher Bericht über ihn verfaßt, der mit dem Vermerk versehen war, daß Asew „bedeutenden Nutzen“ bringen könnte, und daß der von ihm geforderte Preis keineswegs hoch sei. Am 10. Juni 1893 schrieb der stellvertretende Minister des Innern (in jenen Jahren beschäftigten sich noch die Minister selbst mit solchem Kleinram) an den Rand des Berichts „Einverstanden“.

Asews Lebensweg war gewählt . . .

Zürich als Stadt der Erinnerungen

Im Verlag Der Bücherkreis G.m.b.H., Berlin SW. 64, ist soeben ein Reisebuch erschienen, Erich Geislar: „Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa“ (Preis 4,30 M.). Etwa 100 Tiefdruck-Photos des Verfassers illustrieren den prächtig ausgestatteten Band, in dem Geislar über seine Reisen im außerdeutschen Europa berichtet, berichtet nicht mit Auge und Feder eines Aestheten, sondern als sozialkritischer Beobachter. Der nachfolgende Bericht über Zürich zeigt deutlich, worauf es Geislar ankommt:

Wir kamen von Luzern, wo wie uns gar nicht wohlgefühlt hatten. Es war uns zu sehr allerersten Ranges. Mit dem Gefühl, daß gutgebügelte Hofen und gepflegtes Schuhwerk zu dieser Stadt gehören, in der nur gewohnheitsmäßige Müßiggänger sich wohl fühlen können, fuhren wir weiter nach Zürich. Hier gefiel es uns viel besser. Das Gefühl, wenn es irgendwo in der Welt sich gut leben läßt, dann muß es hier sein, ließ uns nicht los. Mag sein, daß das Bewußtsein, auf historischem Boden zu wandeln, unsere Phantasie über Gebühr beflügelte. Aber so ist nun mal Zürich. Ohne seine Vergangenheit wäre es vielleicht eine Stadt wie viele andere Städte, es hat nun einmal seine Vergangenheit. Und was für eine Vergangenheit! Da ist kaum eine Straße, über deren Pflaster nicht einer von denen gewandert ist, die lange in die Reihe der Ewigigen und Unvergessenen eingegangen sind. Hier hat Pestalozzi, der große Schulreformer Zürichs und der Welt, gelebt. Lebendiger noch als an diesen ist die Erinnerung an Gottfried Keller, den größten Dichter der Schweiz. Noch steht die Depflichommer in der Rindermarktstraße, in der Gottfried Keller allabendlich im Kreise guter Freunde seinen Schoppen trank, und mancher gute Scherz, den er hier erlosenen, geht unter den Bürgern Zürichs um. Zum hundertsten Geburtstag des Dichters hat der Bier über dessen Stammpfanz ein Relief anbringen lassen. Das stört nun ein wenig, aber man muß was tun, meint der Witz. Die Zeiten sind schwer. Zumal in einer Stadt, die so viel Erinnerungsstätten hat. Denn hier im alten Zürich ist kaum ein Haus, an dem nicht eine Erinnerungsstafel hängt. Bürgerliche und sozialistische Politiker haben im letzten Jahrhundert die Stadt bevölkert, die in einem von Monarchen beherrschten Erdteil Hort republikanischer Gesinnung war. Hier baute die aus ihrem Vaterlande vertriebenen Teilnehmer der 48er Revolution Aufnahme gefunden, später wohnten die Kommunisten Frankreichs hier. In der Zeit des Sozialistengesetzes haben die Opfer des deutschen Polizeistaates hier Schutz gesucht und der Sozialdemokrat, jenes Organ, das in den Zeiten schwerster Bedrängnis die deutschen Sozialisten zusammenhielt, ist in seiner ersten Zeit in Zürich geschrieben und gedruckt worden. Von hier brachte der rote Feldpostmeister Belli die Fackeln jenes Geistes, der berufen war, den Absolutismus überspannter Herrschaft zu überwinden, über die nahe Grenze in das hart umkämpfte Deutschland der Arbeiter. Kautsky und Bernstein, die beiden großen Theoretiker der Partei, haben zu jener Zeit hier gewohnt und gemeinsam den Grund gelegt zu den Büchern, aus denen die junge Generation ihr Wissen über den Sozialismus schöpft.

Später, als die deutsche Partei sich schon durchgesetzt hatte und zu einer Macht geworden war, die kaum noch zu umgehen war, hat August Bebel, der unvergessene Führer der Partei, hier gelebt. Keine hundert Meter von dem Grabe Kellers, der im Schatten eines mächtigen Baumes bestattet liegt, ruht er mit der Gefährtin seines Lebens. Die benachbarte Grabstelle ist durch den Schwiegersohn und den Enkel Bebel's belegt, die beide wenige Wochen vor Bebel starben.

Aber nicht nur erste Erinnerungen sind es, die in dieser Stadt leben. In seinem Werke „Aus meinem Leben“ hat Bebel uns erzählt, wie lustig es manchmal im „Möhrenklub“ zugegangen ist, den die in Zürich lebenden deutschen Genossen in Erinnerung an einen Berliner Klub gleichen Namens gründeten. Kamen Parteilagen messen aus dem Reich, dann ging es hier besonders lustig zu. Das „Lied vom Bürgermeister Eschsch“ und das „Petroleumlied“, beide voll Anspielungen auf die politischen Verhältnisse in der Heimat, wurden oft und laut gesungen. Der es wurde ein Epizel, den man enklartete hatte, gründlich verhaun.